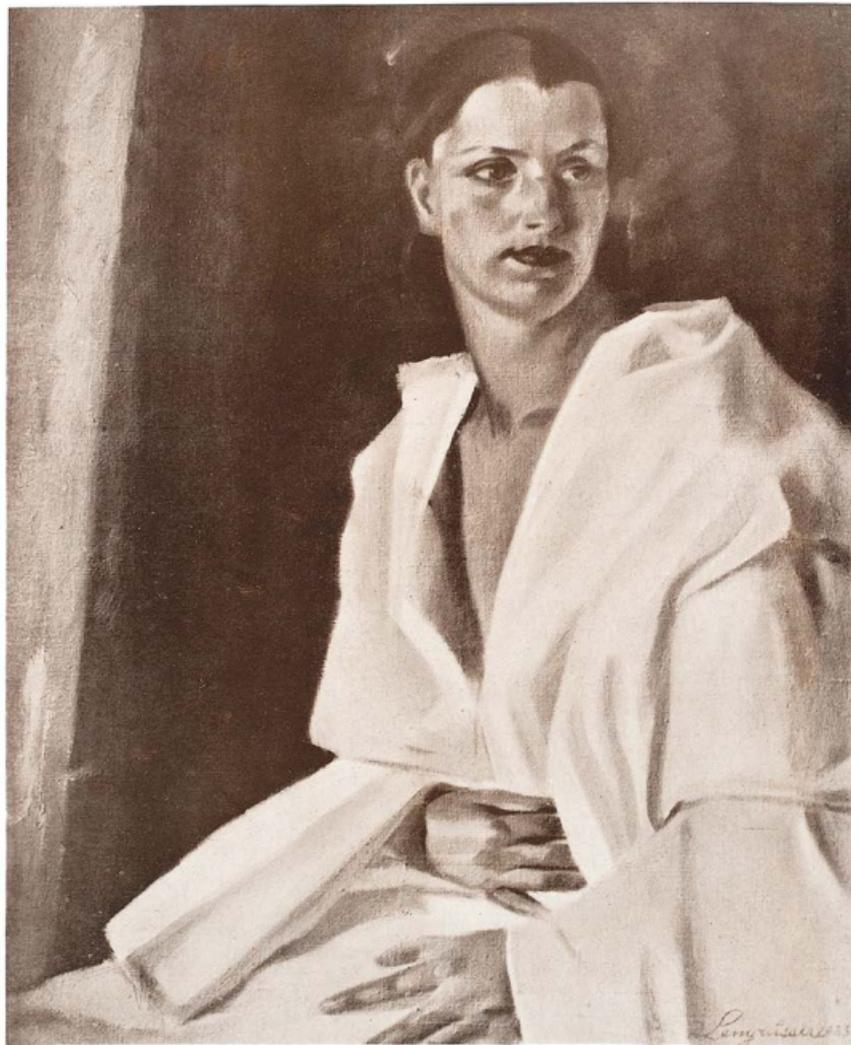


MÜNCHEN / 1937 / NR. 37

PREIS 60 PFENNIG

# Jugend



Porträt von Frl. H.

R. Lengrüsser



# Aus unserem Skizzenbuch

Salsch geraten!

## Angehende Künstlerin

Letzte Woche waren wir von einem unserer Mitarbeiter, Professor G., zu Gast geladen. Es wurde viel über Kunst und Talente gesprochen, besonders unser Gastgeber war ständig von einer Schar junger Feuerköpfe umringt. Da erlauchten wir gerade noch folgende Unterhaltung einer jungen hübschen Kunstjüngerin mit Professor G.: „Also glauben Sie, Herr Professor, daß ich im Malen Erfolg haben werde?“ Sagte jener lachend: „Aber mein Fräulein, warum denn nicht. Sie sind jung, schön, reich, angesehen und unabhängig, da verzeiht man viel.“

## Leihpinakothek

Aus England kommt uns eine Kunde, die mancher Kunstbesitzene deklamieren wird. In der Galerie des Städtischen Bournemouth kann man sich nämlich Bilder leihen, ähnlich wie Bücher aus einer Leihbibliothek. Für einen Jahresbeitrag von einer Guinee, also rund zwanzig Reichsmark, sind die Besucher berechtigt, ihre Bilder vierteljährlich einmal auszutauschen. Seit 4 Jahren schon besteht das Unternehmen und soll sich ausgezeichnet bewähren haben. Nicht nur ältere Leute gehören zu den Abonnenten, sondern vor allem junge Eheleute. Wenn diese solche Kunstwerke in den Wohnungen ihrer Freunde sehen, möchten Sie auch Bilder in ihrem Heim haben, und so wächst die Besucherzahl ständig. Der Bibliothekar oder besser Pinakothekar, befürchtet, daß einmal mehr Besucher als Bilder da sein werden, schreibt man uns. Auch Geschäftsleute gehören zu den Besuchern, um sich Ihre Büroräume zu verschönern. Die Beiträge werden zum Ankauf neuer Bilder verwendet, wobei man einheimische Künstler bevorzugt. Auch andere Städte beginnen auf die gleiche Weise Bilder auszuliehen, so daß allmählich eine „Leihpinakothek“ nach der anderen entstehen wird.

Wäre das nicht auch ein Plan für München? Wir leben in der Zukunft schon die Münchener, mit Bildern unter dem Arm, durch die Stadt ziehen. Wer noch nicht weiß, daß München Kunststadt ist, der kann dann unmöglich noch an dieser Tatsache vorübergehen.

## Adam und Eva

Der Religionsunterricht fängt gewöhnlich noch mit Adam und Eva an. Unsere Jüngste kam eines Tages nachdenklich aus der Schule und schien nicht ganz einverstanden mit dem, was die Lehrerin erzählt hatte. „Weißt du“, meinte sie, „eigentlich verzeihe ich den lieben Gott nicht recht.“ — „So, warum denn nicht?“ — „Ja“, meinte sie weiter, „weißt du, was ich getan hätte, wenn ich der liebe Gott gewesen wäre?“ — „Na, was hättest du denn getan?“ — „Ich hätte einfach die Schlange rausgeschmissen!“



## Moral

Tante Mile hatte eine Herzensfreundin, die hieß Gusti. Als beide das Fest ihrer fünfzigjährigen Freundschaft feierten und Tante Mile ihrer Freundin in großer Rührung im Falle ihres Todes ihr rotes Plüschsofa vermacht, war Tante Gusti so tief ergriffen, daß sie nun endlich ihrer Herzensfreundin das große Geheimnis ihres Lebens anvertrauen mußte. Sie hatte nämlich in ihrer Jugend einen Freund gehabt, und der hatte sie mit einem kleinen Kindchen sitzen lassen. — Nach diesem Gesändnis wollte Tante Mile mit dieser unmoralischen Person nichts mehr zu tun haben. Sie ließ sich von nun an verleugnen, besuchte sie nicht mehr und das rote Plüschsofa hat dann die Tante Gusti auch nicht geerbt.

Eine junge Lehrerin, die kleine Mädchen in die Geheimnisse des Rechnens einweiht, berichtete uns neulich, daß sie in ihrer Klasse ein Rechengenie, ein mathematisches Wunderkind habe. Zuerst seien die Antworten alle falsch gewesen, aber plötzlich sei das Kind dahinter gekommen und freute sich sehr, daß es gelobt wurde. Die Lehrerin hatte sich allerdings zu früh gefreut. In der nächsten Stunde gab es nur falsche Antworten. Einigermassen verzweifelt fragte die Lehrerin das Kind, wie es denn käme, daß es heute alles falsch sage und in den letzten Stunden nur richtige Antworten gegeben habe. Darauf die Kleine, die offenbar nicht immer Glück im Spiel hatte: „In der letzten Stunde habe ich eben besser geraten. Gaben Sie nie beim Spielen verloren?“

## Redselig

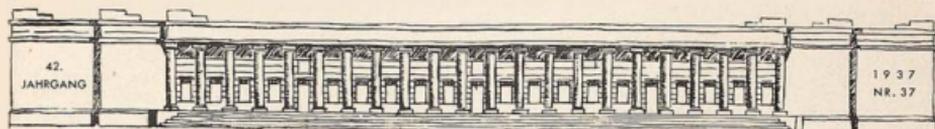
Räpsten Dierk hatte in Bremen einen Bruder, der ihn jeden Sonntag Nachmittag besuchte, sobald er einmal im Hafen war. Nach einer Begrüßung, die in freundslichem Juchzen und einem festen Händedruck bestand, bot Dierk seinem Bruder Zinnerk eine Zigarre an. Beide saßen sich dann gegenüber, sahen einander in die klaren blauen Augen und ließen ihre Gedanken dem bläulichen zarten Rauch ihrer Zigarren nachgehen. Oft saßen sie ganze lange Wintertage am Kamin beieinander und schwiegen sich an. Bis Zinnerk sich gegen halb sieben Uhr erhob, und seine Hand ausstreckte, um nach Hause zu gehen. Dierk schlug ein und raffte sich zu einer längeren Abschiedsrede auf: „Na Zinnerk!“, sagte er, „sein, daß wir uns wieder einmal ausgesprochen haben.“ — „Jo“, sagte Zinnerk herzlich und machte sich, überwältigt von so viel Redseligkeit, auf den Heimweg.



Die Jugend

Zeichnungen von ROK





## Hochsommer

Von Wolfram Dietrich

Hof und Garten, Bäume wehn,  
Sonne über Blumen streift,  
Wolken rasch und nieder gehn.  
Ährenschwer der Sommer reift.

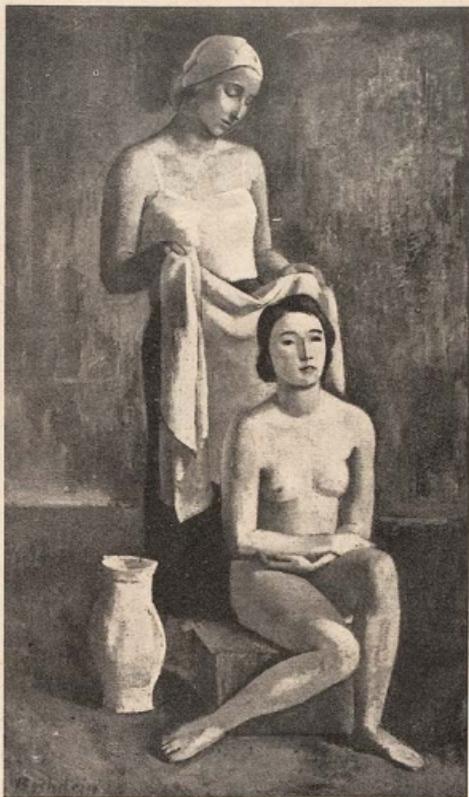
Hügelweit die Wälder säumen,  
Tagwerk klingt im Felde hart.  
Bald wird Most im Keller schäumen,  
Vögel fliegen schwarz geschart.

Und so fällt des Jahres Glanz  
hin in Freud' und Kummer.  
Roter Mohn und Rentetanz,  
fern ist noch Nacht und Schlummer.



Sommer

Lothar Brehstein



Zwei Mädchen mit Krug

Lothar Bechstein

## LOTHAR BECHSTEIN †

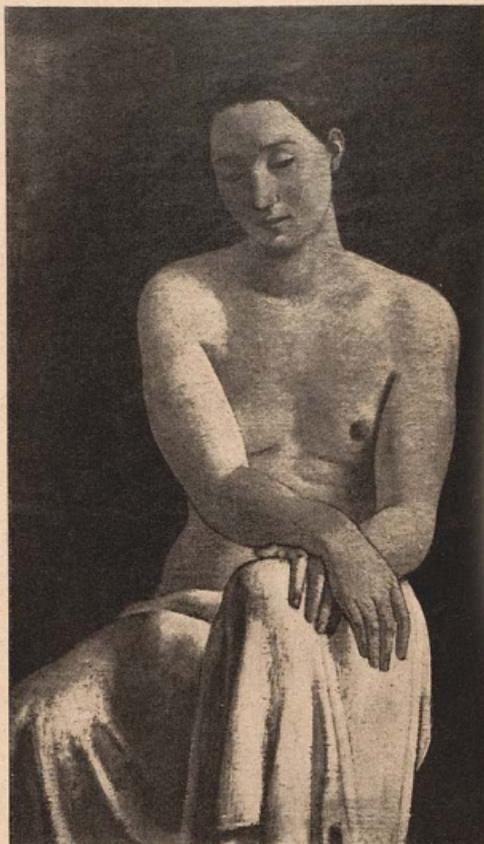
Unsere erste Begegnung mit Werken Lothar Bechsteins geschah auf dem Lloyd-schnelldampfer „Europa“, dessen Einrichtung von Paul Ludwig Troost geschaffen wurde. Der Architekt des Führers, der die meisten Dampfer des Norddeutschen Lloyd einrichtete, wußte sich seine Mitarbeiter zu wählen. Auf dem Ozeanriesen hatten wir während der Fahrt über den Atlantik oft Gelegenheit, Lothar Bechsteins auf Holz gemalte Wandbilder „Arabische Idyllen“ zu betrachten, die dem Raume eine besetzte Ruhe, eine harmonische Stimmung verleihen.

Bechstein verlor in seinen Bildern nie den Zusammenhang mit dem Raume, für den sie bestimmt sind, denn nach seiner Auffassung ist es nicht der endliche Beruf eines Bildes, von den Kabin- oder Cellotier-Wänden einer Ausstellung herab in den vorbeihastenden Besuchern Sensationen zu erwecken. Es ist auch nicht der Hauptzweck des Bildes, historische Begebenheiten zu illustrieren. Sondern der Raum ist es, dem das Bild seine Stimmung verleihen soll. Bilder sind Freunde, mit denen wir leben wollen. Sie wirken auf die Räume ein, in denen wir weilen,

und müssen im Zusammenhang mit der Architektur gedacht werden.

In späteren Werken Lothar Bechsteins, vor allem bei den Wandbildern und Fresken im Münchener Oshriedhof und in der Gaststätte am Alten Botanischen Garten tritt die Beziehung zur Wandfläche und zum Raume noch stärker hervor.

Eine Gedächtnisausstellung bei Weinmüller an der Fürstenstraße in München faßte im letzten Monat das Werk des Künstlers, den der Tod im November 1916 mitten aus seinem Schaffen riß, in



Halbakt

Lothar Bechstein

besonders glücklicher Weise zusammen. Die frühen Bilder sind frisch und unbekümmert. Sie sind stark im Aufbau, im Farbauftrag der kräftigen Pinselstriche, in den Gegensätzen des Hell und Dunkel. In der weiteren Entwicklung spürt man die Einflüsse von Cézanne und Gans von Marées. Hier beginnt die Entwicklung zum Monumentalen, wie sie sich in den Werken „Frauenraub“, und „Zwei Frauen bei der Toilette“ andeutet. Allmählich kehrt Lothar Bechstein immer stärker die eigene Note heraus. Er malt sich frei. Die Bilder werden einfacher, heller, ruhiger. Sie treten in stärkere Beziehung zum

Raume. Die Landschaften wirken bei anfänglicher Betrachtung ein wenig blaß, erst ein längeres Verweilen mit ihnen läßt die Harmonie spüren, die sie dem Raume mitteilen. Sie strahlen eine festliche Stimmung aus, wirken fast am besten bei hellem, künstlichem Licht.

Der Künstler geht zur Raufarbe, zum Fresko über. Die Bilder werden noch einfacher, heller, flächiger. In den großen, ruhigen Figuren fühlt man die verhaltene, besetzte Bewegung. Sie sind keine toten Masken, keine „Nature morte“, sondern sie leben. Am schönsten zeigt sich diese innere Bewegung in den

„Tröstenden“. Von den beiden Polen der deutschen Malerei von heute, dem Romantischen und dem Monumentalen, strebt Bechstein dem Letzteren zu. Es ist ein tragisches Geschick, daß er als einer der stärksten Hoffnungen unserer monumentalen Malerei dem Architekten des Führers, der auch ihn berief, so bald nachfolgen sollte. Die hier gezeigten Bilder entstammen der mittleren Periode seines Schaffens. Zu seinen letzten Werken gehört der Zyklus „Blühendes Leben“, die Fresken im Alten Botanischen Garten in München.

E. N.

# Das Bild im Regen

Eine Erzählung von Erwin Karl Hornauer

Merkwürdig mag der Titel dieser Erzählung klingen. Er könnte auch „Erne“ heißen, denn dieser Name gebührt zu einem jungen braunblonden Mädchen, dem diese Geschichte gewidmet sein soll. In Gamburg habe ich als Junge gelebt, dort habe ich Seeleute und Fischer gekannt und wußte so alles, was im Hafen um Sanft Pauli bis nach Blankenese sich abspielt.

Im Alter von neunzehn Jahren hat man merkwürdige Anschauungen von den Frauen, sie erscheinen einem so recht als Vorbilder und man hat eine Art heilige Scheu vor jungen Mädchen. Zu meiner Zeit jedenfalls war das so Drauch. Und die Erinnerung an jene Jahre im Gewirr des Weltbandels, der damals Gamburg durchströmte, zaubert mir so manches Bild aus der Vergangenheit in die Gegenwart, genau so wie jenes Erlebnis, das mir ein einmal gesehenes Mädchengesicht im Regen einer großen Stadt zauberte, weil ich — nun — ich war eben verliebt wie alle jungen Menschen.

Es war ein trüber Abend geworden in einem Kontor, das mich noch als einzigen aufnahm an einem grauen Septembertag vor Jahren eben in Gamburg. Ich wußte nicht recht, was ich mit dem angebrochenen Abend beginnen sollte, Geld hatte ich nicht zu einem Vergnügen, und zu Kaufe Bücher lesen, dazu hatte ich keine Lust. Draußen auf den flechten zogen die Schleppe die tragen Magdeburger Bahne durch den lähen Herbstnebel und über die schmalen Brücken glitten die verblühten Menschen mit eingezogenen Regenschirmen. Es war ein fattes Bild des Herbstes.

Die Stimmung darum ist eine Mischung von Zufriedenheit und Gleichgültigkeit, von Pathos und Ehrgeiz nach Änderung des Bestehenden, nach Lust zu Sonne und Frieden mit der Monotonie des Seiebens, kurzum, man weiß nicht, was man will damit. So war es damals mit mir.

Ein Fenster des Hauses, in dem ich arbeitete, ging direkt zur Straße hinaus, die in die Brücke über das fleet mündete. Gelassen hatte ich mich an eine Ecke des Zimmers geleht und jah ohne Interesse auf die platschnasse Straße hinab. Ich dachte dabei eigentlich an Nichts.

Bis dicht vor mir über die Straße ein Mädchen in einem langen hellen Cape ging, ohne Schirm, eilig Fußstich vor dem Regen suchend. So ganz nebenbei dachte ich an dieses Mädchen und malte mir in Gedanken ihr Gesicht, ihre Hände, ihr Haar und ihre Sprache aus, so wie sie mir am besten zu dem Äußeren des Mädchens, soweit ich es hatte sehen können, paßten. Dann ging ich wieder Treppen hinauf, andere hinab, um die Zeit tot-

zuschlagen. Und mein Weg führte mich auch erneut zu jenem Fenster. Das Mädchengesicht, das ich mir so ausgemalt hatte — es war, wie man sagt, mein Geschmack — hob sich wie ein Bild vor mir aus dem Regen, drunten auf der Straße. Ich rannte hinab, um danach zu sehen. Und



RO. S.

bekümmert durch mich selbst mußte ich erkennen, daß ich wohl geträumt hatte, denn grauer Dunst lag über der Gasse, keine Spur eines Mädchens auf dem mattglänzenden Asphalt, den müde Gaslampen säumten. Wie konnte ich auch nur ein Mädchengesicht dort unten gesehen haben? Ich fragte mich damals so. Und in meine

Gedanken kreischte die Klingel zur Firma, in deren Kämnen ich mich aufhielt.

Ich öffnete die Tür. Ein Mädchen stand vor mir, im Schein des Korridorlichts mit einem Gesicht, das mir bekannt schien. Ich griff nach ihr, um zu wissen, ob sie wirklich vor mir stand. Und ich tief den Namen „Erne“. Sie schüttelte den Kopf, neigte ihr Gesicht, winkte mit der Hand und schritt die Treppen hinab, während dessen ich wie ein müder Fels im Licht der Ganglampe stand und mein Schatten über das Mädchen weg in's Unlenliche fiel. Das Gesicht war auch dort unten auf der Straße gewesen, als ich am Fenster stand. Dann war es nicht mehr zu sehen, denn die Dunkelheit brach vollends ein.

Drei Wochen später habe ich ein Mädchen auf einem Ausflug in die Lüneburger Heide kennengelernt, das genau dem Mädchen glich, das mich aufsuchte an jenem trüben Septembertag und dessen Gesicht mir so nah schien im Nebel der Straße. Ich habe diesem Mädchen jene Begebenheit, die wohl eine Vision gewesen sein muß, nicht erzählt.

Denn ich war jung und hätte mich darob geschämt.

Aber später habe ich das Bild im Regen nicht mehr gesehen, denn ich besaß das Bild als ein Mädchen, das meine Frau werden sollte. Sonderbare Dinge gibt es im Leben. Und Erne war ihr Name.

## Hilföörchen aus Alt-Wien

Vor dem Gewölbe des bürgerlichen Lebzelters, Wachsziehers und Zuckerbäckereyzugers Leopold Stainer am Turmgrund drängten sich in Scharen die Leute aus den Nachbarhäusern: Frauen mit Einkaufskörben am Arm, Kinder, Gunde, Männer mit ausgewidelten Schnurbärten und kofetten Spazierstöcken belagerten den Geschäftseingang und die große Auslage, so daß sich auch der Stadtpolizist Dominik Kofler veranlaßt sah, seine bereits dienstliche Überbürdung verrätenden Schritte etwas zu befeigen, um zu sehen, was es denn am Stainer'schen Gewölbe zu sehen gäbe. Einen Auflauf durfte das waschjame Auge des Gejeges nicht dulden, das war ja noch schöner gewesen, wenn er zu all der Plackerei, die die Napoleonischen Generale den Behörden der Stadt Wien verursachten, jetzt auch noch wegen Aufrubers und Auflaufs amtschandeln mußte. Der Stadtpolizist Dominik Kofler setzte seine Stirne in dienstliche Faltenstellung, griff mit der Hand an seinen Degen und drängte sich durch die Menge. Es war nicht leicht, sich Neipelt und Platz zu schaffen; waren schon

die Wiener, seit Napoleon und seine Generale in Schönbrunn Quartier genommen hatten und eine Polizeianordnung die andere jagte, gar nicht gut auf die Stadtpolizisten und deren Vorgehens zu sprechen, so standen die Leute vom Turmgrund im Gerüche, besonnens „obhina“ zu sein.

Aber schließlich war es dem dienstfertigen Polizisten doch gelungen, bis an das Auslagenfenster vorzudringen und zu schauen. Freilich — was er da zu sehen bekam, das verschlug ihm doch gleich die Kede und unter seinem Thafod sträubten sich die Haare ob des hochverräterischen Dinges, das er da in Meister Stainers Auslage erblickte: inmitten von Lebkuchenherzen und Lebzeltreibern, garniert von Waschlidtern und Zuckerbäckeln, stand eine Büste des Kaisers Napoleon, wohl aus Tragant von Meisterhand geformt; und zu den Füßen der Büste war — der Stadtpolizist traute seinen Augen kaum und süßte bereits, wie ihm der Schweiß von der Stirne zu perlen begann — eine Tafel angebracht, die, in dunkelrotleuch-

tender Farbe aufgemalt und von einer Girlande aus Kettengliedern umgeben das Wort WUT aufwies. Freilich, als Stadtpolizist Kofler das Korpus delicti genauer in Augenschein nahm, bemerkte er, daß nach jedem Buchstaben ein Punkt hingemalt war und es eigentlich W.A.U.G. hieß, aber ihm konnte man nichts vormachen, er wußte schon, wo das hinauslief. Das war wieder so eine Demonstration eines Bewohners vom Thurygrund gegen die obergerichtliche Anordnung, den Geburtstag des Kaisers Napoleon, den 15. August 1809, durch Illumination festlich zu begehen. Nun, Meister Stainer sollte ihn, den Polizisten Dominik Kofler, schon kennenlernen!

Die strengste Amtsmiene, die ihm überhaupt zu Gebote stand, zur Schau tragend, öffnete Kofler die Ladentür. Ein Glöcklein ließ sein silbernes Bimmeln ertönen und es dauerte noch geraume Weile, ehe sich eine Tür öffnete und Meister Stainer in Person, seine mehligten Hände an der Schürze wischend, in den Laden trat.

„Ah! Welche Ehre, was steht dem Herrn Polizeibeutel zu Diensten! Ein knuspriges Brezel, ein Wachslicht?“ begrüßte der Meister den Polizisten.

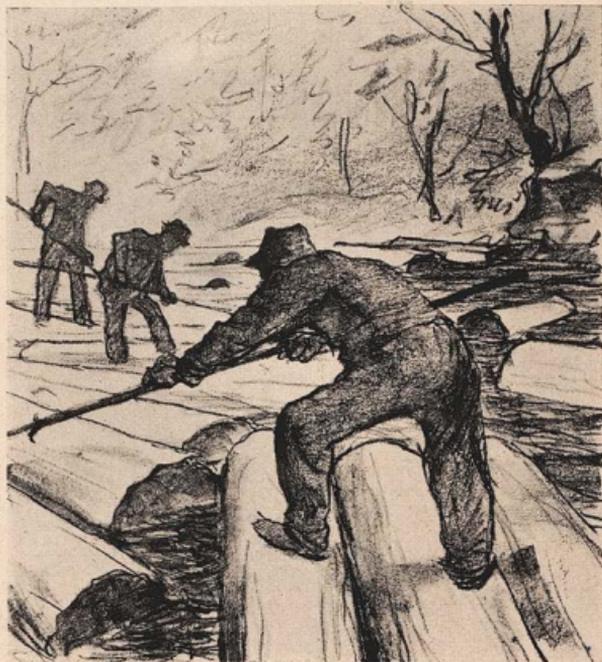
„Mach' Er keine Kläusen! Was hat Er da für ein hochverräterisches Ding vor des Kaisers Bild gestellt! Weiß Er nicht, daß Ihm das den Kopf kosten kann! Mach' Er sich fertig und folge Er mir ohne Widerstand auf die Polizeiwache!“

In seinem Eifer, das „hochverräterische Ding“, die Tafel mit dem ominösen Worte „W.A.U.G.“ aus dem Auslagenfenster hereinzunehmen und als Korpusdelicti auf die Polizeiwache zu bringen, entging dem Polizisten, daß Meister Stainer hinter seinem Rücken den Mund zu einem spöttischen Lächeln verzog.

Geborsam, wie es sich für einen schlichten Bürger schickt, wenn die hohe Obrigkeit befiehlt, band Meister Stainer seine Schürze ab, öffnete die Tür zur Backstube und Vorratskammer und rief hinein: „Lois! Nazi! Pafst' mir auf den Laden auf! Ich muß zur Polizei!“

Das machte kein geringes Aufsehen, als Meister Stainer, begleitet von dem vor Dienstfeiern schmaukenden Polizisten, den Laden verließ. Der halbe Thurygrund schloß sich dieser Eskorte an, die hinunterführte zur Polizeiwache in der Hofau, wo die polizeilichen Übeltäter gesammelt wurden. Von Mund zu Mund eilten die haarfräudenden Gerüchte und ehe noch Meister Stainer dem diensthabenden Kommissarius vorgeführt worden war, hieß es am Thurygrund und in der Hofau bereits, der Lebzelter und Brezelbäcker sei in ein Komplott gegen das Leben Napoleons verwickelt und wäre unweigerlich dem Galgen verfallen.

Der Stadtpolizist Dominik Kofler aber hatte seinen Delinquenten dem Kommissarius Penzenböck vorgeführt und das Korpus delicti auf dessen Schreibtisch gelegt,



Flößer

H. Ott

seine Meldung erstattet, dann Kehet gemacht und das Allerheiligste verlassen, um im Vorraum zu warten, bis ihn sein Vorgesetzter rufen und ihn vor verjammelter Wache ob seines Dienstleifers belohnen würde. Eine Weile hörte der Polizist Rede und Gegenrede, dann aber ertönte aus dem Zimmer des Kommissarius ein Lachen, so herzlich und laut, daß es dem jungen Dominik Kofler hinter seinem hohen Uniformkragen recht ungemütlich heiß wurde. Und nach einigen Minuten öffnete sich die Tür des Allerheiligsten und Meister Leopold Stainer kam heraus, dicht hinter ihm der Herr Kommissarius, der ihm zum Abschied noch wohlwollend auf die Schulter klopfte. Und er, der Stadtpolizist Dominik Kofler, der in Ausübung seiner beschworenen Pflicht ungeachtet der Gefahr, die entstehen hätte können, wenn die Leute vom Thurygrund die Verhaftung und Eskortierung des Lebzelters zu verhindern versucht hätten, den Urheber einer hochverräterischen Demonstration stillig gemacht hatte, er bekam wieder Dank noch Belohnung noch überhaupt einen Blick.

Aber was hätte der gute Stadtpolizist Dominik Kofler erst für Augen gemacht, wenn er gelesen hätte, was ins Tagesprotokoll eingetragen wurde: „Am heutigen Tage, den 15ten August 1809, wird vorgeführt vom Stadtpolizisten Dominik Kofler der bürgerliche Lebzelter, Wachstischer und Zuckerbrezelbäcker Leopold Stainer, wohnhaft am Thury Nr. 103, mit der Anschuldigung, sich der Anordnung einer hohen Behörde, den hohen Geburtstag S. M. des Kaisers der Franzosen, Napoleon, würdig zu feiern, widersetzt zu haben, indem besagter Stainer an eine aus Tragant geförnte Büste des Kaisers Napoleon eine Tafel lehnte mit der Inschrift „W.A.U.G.“. In entgegenhaltung dieser dienstlichen Meldung gibt der Meister hingegen an und verwehrt auf das anruhende Corpus delicti, daß auf besagter Tafel nicht steht „W.A.U.G.“, sondern „W.A.U.G.“ und solches zu lesen sei als „(u) (w) (e) (i) (c) (h) (e) (n) (a) (p) (o) (l) (e) (o) (n) (a) (m) (e) (n) (t) (a) (g) (e) (n) (d) (e) (n) (g) (e) (b) (u) (r) (t) (a) (g) (e) (n) (d) (e) (n) (k) (a) (i) (s) (e) (r) (s) (t) (a) (g) (e) (n) (d) (e) (n) (1) (5) (t) (e) (n) (A) (u) (g) (u) (s) (t) (1) (8) (0) (9)“.

X. W. W.



Heinrich und Ursula  
 von der Malerin Hilke - H. Lohr

Hilse und Ursula

## Malura und Dieterich auf Reisen

### „Es steht ein Wirtshaus an der Lahn“

Von W. Dieterich

Es steht ein Wirtshaus an der Lahn,  
 Da kehrt ein Maler und ein Dichter an.  
 Der Maler malt, der Dichter schreibt,  
 Man wundert sich, wo  
 Die Wirtin bleibt.

Mein Kamerad wollte unbedingt das  
 „Wirtshaus an der Lahn“ besuchen, er  
 wollte die Wirtin zeichnen für die „Ju-  
 gend“, es war also keine persönliche Nei-  
 gung dabei. Wir fuhren gegen Mittag

in Gießen los, bei strahlender Sonne und  
 übermütiger Laune. Vor Marburg hielten  
 wir an. Der Meister stellte sich an der  
 Lahn auf, um eine Aquarellskizze zu pin-  
 seln. Ich hatte die Ehre und die freund-  
 lichkeit als aufmerksamer Zuschauer den  
 Farbkasten zu halten. Wie ungenau es  
 die Maler bisweilen mit dem vorliegen-  
 den Gegenstand nehmen, wurde mir hier  
 wieder erschütternd offenbar. Da stand  
 deutlich sichtbar auf einem Bergrücken ein

Turm, dem Meister fällt es auch nach  
 wiederholten Einwendungen meinerseits  
 nicht ein, den Turm auf's Papier zu brin-  
 gen, wo er hingehört. Es lebe die  
 künstlerische Freiheit!

Auf der Straße fuhren fröhlich win-  
 kend zwei Mädchen auf Rädern vorbei mit  
 bunten Miedern und roten Kopfrüchern.  
 „Se“, rief da der Meister, „he, kommt mal  
 her, ihr werdet gemalt“. — Es waren  
 zwei Kölner Rangen auf großer Fahrt.

Sie erzählten, daß sie heute schon hundert und gehen gar einhundertundsiebzig Kilometer am Tag zurückgelegt hätten. Nein, sie seien durchaus nicht auf den Kopf gefallen, nur Geld hätten sie keines. Sie hätten aber Glück, sie ließen sich alles schenken, man müßte nur nett zu den Leuten sein. „Dann seid mal nett zu uns“, meint der Meister, „könnt ihr nicht etwas kochen, wir haben Hunger.“ Die hinterhältig lächelnde Antwort lautete: „Zum Kochen haben wir nichts, aber wir würden euch schon noch satt bekommen.“ Als sie merkten, daß wir nur unseren Spaß mit ihnen hatten, schoben sie ihre Köder leise schmolend auf die Straße zurück.

Schlag zwei Uhr nachmittags fuhren wir vor dem „Wirtsbaus an der Lahn“ vor. Da stand in großen Buchstaben auf die Hauswand geschrieben: zum Schützenpfehl, historische Gaststätte, Wirtsbaus an der Lahn. Unseren Wagen ließen wir im Schatten eines Baumes stehen und traten erwartungsvoll über die Türschwelle, lachend und angeregt von der Stimmung der schönen alten Verse: „Es steht ein Wirtsbaus an der Lahn, da kehren alle Subreut an; Frau Wirtin sitzt am Ofen, die Subreut um den Tisch herum und alle sind besoffen.“ In der niedrigen Gaststube waren die Balken an der Decke durchgebogen, als wollten sie sämtliche Legenden um die Wirtin an der Lahn klagen strafen. Auf einem altergrauen, behäbigen Sofa lebten einige Stammtischbrüder, die etwas verschlafen ihre Spielkarten in schlaffen Händen hielten. Ein Radiosapfen hing auch an der Wand, wahrscheinlich hatte man nur vergehen, ihn einzuschalten.

Wir setzten uns an einen Tisch vor dem Gaus in die Sonne. Ein jüngerer blonder

Mann in weißer Jacke und weißem Schurz brachte uns ein Mittagessen, das sehr gut zubereitet war. Auf die Frage, was es zu trinken gebe, meldete er: Bier, Tee, Kaffee, Kokafole. Die Bohnenjuppe schmeckte wirklich ausgezeichnet. Der Ofen stand in der Stube, ein gutes Stück mit langem Rohr, vor besoffenen Subreuten, geschweige denn von einer Frau Wirtin war nichts zu sehen. Wir schauten uns enttäuscht und zugleich ermunternd an. Es gab aber doch eine Wirtin, sie hatte große Wäsche an diesem Tag. Gegen Abend würden wir sie zu Gesicht bekommen, es wurde ihr ausgerichtet, daß sie gezeichnet werden sollte für eine Zeitschrift. Ein Gast interessierte sich lebhaft dafür, ob wir den Namen der Wirtin kennen würden, sie werde „Lahnperle“ genannt. Es machte ihm Spaß, sich vorzustellen, wie das Abbild der Wirtin in der Zeitschrift stehen sollte mit der Unterschrift „die Lahnperle“.

Der Meister nahm sich einen Stuhl mit auf die Straße, und begann das Wirtsbaus zu skizzieren. Ich schlenderte stadteinswärts, um mich in Marburg etwas umzusehen. Durch schmale alte Gassen mit verschobenen Dächern und verwinkeltem Mauerwerk stieg ich in friedlichem Dehagen den Schloßberg hinauf. Auf der Höhe ist ein herrlicher Park mit schönen stillen Spazierwegen und einer schweifenben Aussicht auf die Stadt und das Labntal, weit und ruhig begrenzt von bewaldeten Hügelzügen. Das Schloßkaffee hat einen heiter gelegenen Terrassengarten, aber einen aufdringlich stimmbezagabten Lautsprecher, der kein Gefühl für die abgewogene Bestimmtheit seiner Umwelt spüren läßt. Statt verschiedener Einzelheiten sei noch die besonders sehenswerte Aula



Die Lahnperle

der Universität erwähnt, mit erstaunlich guten Wandmalereien von dem Düsseldorfker Künstler Janjen, und der fidele Karzer mit schrulligen Zeichnungen und Sprüchen an den Wänden, über den der Kapellan, der frühere Betreuer dieser Stätte liebenswürdig und anschaulich plaudert.

Mit der Straßenbahn fuhr ich zu



Wirtsbaus an der Lahn

Zeichnungen von Oswald Malura

unserem Wirtshaus zurück. Das ist eine lustige Bahn, sie kennt nicht die Last ihrer Schwestern in den großen Städten. Man steigt vorne ein und wirft selbständig zehn Pfennig, die abgezählt bereit zu halten sind, in einen Behälter, einen Fahrchein gibt es nicht. (Ab zweiundzwanzig Uhr zwanzig Pfennig). In roten Buchstaben ist zu lesen: „festhalten, besonders in den Kurven“. Man erinnert sich dabei an gewisse Reiseführer, in denen des öfteren geschrieben steht: „nur für Gerüste, aber lobnend“. Wenn man am einen Ende der Strecke einsteigt und bis zum anderen Ende fährt, kann man für zehn Pfennig eine sehr preiswerte und verhältnismäßig lange Fahrt machen.

Den Meister treffe ich an dem alten Platz an, umringt von einer tuschelnden Kinderheer, lauter nette kleine Mädchen, und eines nach dem anderen wird von dem feinen Onkel mit dem Füllfederhalter in raschen Strichen skizziert, bald einzeln, bald zu zweit, und in kleinen Gruppen, so wie sie zwanglos herumstehen und an einem Baum lehnen und der Arbeit meines Kameraden zuschauen. Darüber hat er Wirtshaus und Wirtin vergessen. Die

Kinder greifen nach den Blättern, reichen sie sich gegenseitig, vergleichen sie, kritisieren, zeigen mit dem Finger bald da und bald dort hin und haben ihre helle Freude, daß sie sich wiedererkennen. Die Ilse, die kleine Ursula, und wie sie alle heißen. Die kleine Ursula erzählt uns, daß sie hier nur in den Ferien zu Besuch wäre. Wenn wir über Koblenz kommen, wollen wir sie besuchen, das haben wir ihr versprochen. Daß sie in der Schule lauter „fünfer“ hat, ist geschwindelt, dafür scheint sie uns doch ein zu helles Kopfschen zu sein.

Wir brechen unseren Bericht über die Expedition nach dem Wirtshaus an der Lahn hier ab. Wir können jedermann, der nach Marburg kommt, empfehlen, sich die historische Gaststätte einmal selbst anzuschauen. Abgesehen von der wirklich ausgezeichneten Bohnensuppe, vielleicht haben wir doch über mancherlei Befunde einen Schleier gehüllt, den jeder unbefriedigte Leser an Ort und Stelle persönlich lüften mag. Immerhin sei noch mitgeteilt, daß eine „Frau Wirtin“ leibhaftig existiert, und daß sie ihren Namen „die Laburperle“ durchaus verdient. Die Umstände ermöglichen leider keine ausführliche Zeichnung.

## Die schöne Urgroßmutter

Von Erich Knud Kernmayr

„Sie kommen wie gerufen!“

Frau Inge saß inmitten einer Menge alter, vergilbter Briefe, Bergen von Fotografien und umgestürzten Laden auf einem Sofakissen.

„Sie können mir gleich ein bißchen helfen, Ordnung in dieses Chaos zu bringen! Schauen Sie! Ich denke mir, Briefe chronologisch geordnet in diese Lade, ebenso Tagebücher und Postkalender. Daberein alle Bilder und Fotografien, und dorthin alles übrige. Und die ganze Arbeit“ — die kleine Frau sah mich von unten her mit drohlicher Verweigerung an — „zur höheren Ehre der Familienforschung!“

„Sehr lobenswert, Frau Inge! So kommen bestimmt entzückende, kleine Häschen zum Vorschein, sentimentale Herzensgeschichten, romantische Liebesabenteuer aus einer verschöndelten, laveduftenden Zeit.“

„Ich glaube nicht“, sagte Frau Inge nachdenklich, während ihre schlanken Finger einen bemalten Eisenbeinsäher in eine schmale Doppschachtel betteten, „daß Sie da auf ihre Kosten kommen werden. Wir sind eine ziemlich nüchterne Familie.“

„Nüchtern? So! Und diese Dame auch?“

Damit reichte ich Inge ein Bild von einem ovalen Goldrahmen hinüber. Ein junges Mädchen im hellblauen, die Schultern freilassenden Kleid. Die schwarzen, geschittelten Haare waren tief über die Ohren gekämmt, die feinen Hände lagen leicht gekreuzt auf der reichgefältelten Taille. Und am linken Handgelenk glänzte ein breiter, glatter, goldener Reifen.

„Ach — die schöne Urgroßmutter Elisabeth!“

Gedankenvoll sah meine Freundin auf das kleine Bildchen.

„Von ihr gibt es wirklich eine kleine Geschichte. Ich soll sie erzählen! Schön — dann geben Sie mir rasch eine Zigarette und jetzt hören Sie zu!“

„Sie hat es im Leben nicht leicht gehabt — meine schöne Urgroßmutter. — In einer eijigen Jännernacht brachte man ihr den Mann von einer Diensthäher im Schlitten sterbend ins Haus. Nicht unverforgt Kinder, wie die Orgelpfeifen, füllten die Stube und ein neuntes trug die junge Frau Bezirkshauptmann unter dem Herzen... Sie hat nachher jeden Kreuzer der fargen Witwenpension sechsmal umdrehen müssen, aber sie ist trotzdem eine aufrechte, holze Frau geblieben bis an ihr Ende, und alle ihre Kinder sind etwas geworden.“



S. G. Auernheimer

Aber davon steht noch nichts in dem feinen Mädchengehicht vor uns. Als sie gemalt wurde, war die schöne Urgroßmutter erst knappe achtzehn Jahre und als Gast bei der alten „Weintrauen“. Tant in Wien. Hier hat sie auch ihren späteren Mann kennengelernt. Dabei spielt das glatte, goldene Armband eine merkwürdige Rolle und jetzt beginnt die eigentliche Geschichte. Die vierte Galerie des alten Burgtheaters tobte. Es war ein herrlicher, unvergleichlicher Abend gewesen. Erfüllt vom Pathos Schiller'scher Verse, getragen von der jubelnden Begeisterung des Publikums. —

Nur langsam leerte sich das Haus. Das junge Mädchen, das still und versonnen mitten im großen Schwarm die Treppe hinuntergegangen war, blieb vor dem Ausgang stehen. Ein kühler Wind strich vom Wienerwald herunter. Er zerree an den Enden ihres Spingluches und hauchte die Falten des pfaublenen Samtumbanges. Unruhig blickte Elisabeth nach allen Seiten. Wo blieb nur die alte Wetz! Die Tante hatte ihr streng eingeschärft auf die alte, handfeste Magd zu warten und nicht allein in die Hofvorstadt hinauszuzugeln.

Von der Michaelerkirche schlug es elf Uhr. Jetzt stand sie schon allein auf dem kleinen Platz. Vielleicht war der Tante etwas geschehen? Sie mußte nach Hause.

Entschlossen faßte Elisabeth den Kidxifal feister und wandte sich zum Gehen. Gleichmäßig klang ihr Schritt in der menschenleeren Gasse. „Eilende Wolken — Segler der Lüfte“, halb laut sprach sie die Verse vor sich hin. Es mußte schon ein herrliches Gefühl sein, auf der Bühne zu stehen, mit seiner Stimme tausend Menschen in Bann zu schlagen, sie zum Lachen und zum Weinen bringen. Aber der zerr Vater, der vielbeschäftigte Gemeindevorsteher in Stockerau, hatte nur gutmütigen Spott für diese Träume seiner einzigen Tochter und auch die Mutter schüttelte darüber den Kopf. ... Jah fuhr Elisabeth zusammen. Auf kagenleichen Sohlen ging plötzlich ein Mann an ihrer Seite. Er mußte rein aus irgendeinem Hausort getreten sein. „Die Demoiselle braucht sich nicht zu erschrecken“ — sagte er mit heisterem Auf-lachen, „ich geh nur ein Stückel mit, wenn es der Demoiselle nichts ausmacht.“

Elisabeth ging rascher ohne zu antworten. Sie kannte als Landkind kaum das Gefühl der Furcht. Wie oft war sie stundenlang allein durch Felder und Wälder bis in nächste Dorf gewandert. Aber von diesem Mann ging so etwas Unheimliches, Bedrückendes aus, etwas, das ihr das Herz zu rasendem Klopfen zwang. Seine Schweißperlen sammelten sich auf ihrer Stirn. Kaltig ging sie nach ihrem Kidxifal und sog ihr feines Leinentäschlein heraus. Dabei verschob sich der Ärmel ihres Kleides. Breit glänzte das glatte, goldene Armband, des Vaters Geschenk zum letzten Geburtstag.



Hohenberg bayer. Ostmark

F. Siegel

„Da hat sie aber einen schönen Schmuck!“ Eine klauenartige Hand griff herüber.

„Aber deswegen braucht sich die Demoiselle noch immer nichts einzubilden. Da, schau Sie her!“

Das unsichere Licht einer Gaslaterne warf sich über das holprige Pflaster. Zwei knochige Arme streckten sich vor Elisabeth aus. Jedes der beiden derben Gelenke umspannte eine breite, eiserne Handschelle.

„Gefallen der Demoiselle meine Armbänder?“

Entsetzt starrte Elisabeth in das bartstoppelige Gesicht des entspringenden Sträflings, über das langsam ein häßliches Grinsen kroch.

„Will Sie nicht mit mir tauschen?“

Damit griff er zu. Mit hellem Aufschrei suchte sich Elisabeth aus der widerlichen Umklammerung zu befreien. Da Hangen plötzlich eilige Schritte hinter ihr und im nächsten Augenblick taumelte ihr Angreifer zu Boden. Sie hörte noch das Schreien einer Signalpeife — Rufe und Schreie, sah wie in verschwimmendem Nebel ein junges, fähiges Gesicht unter einer bunten Studentennütze über sie beugte, ja, und dann fiel seine Urgroßmutter in Ohnmacht, wie das damals eben üblich war. ...

„Und in die Arme Ihres Urgroßvaters“ ergänzte ich. „Hierauf Verlobung, Segen, Hochzeit, mit einem Wort: happy end!“

„Freilich, Sie kluger Mann“, lachte Frau Inge — „das war schrecklich schwer zu erraten nach meiner Einleitung.“

„Und wo ist das familienarmband? wollte ich wissen.“

Gedankenvoll sah Frau Inge auf ihren schlaffen, schmucklosen Arm. Dann glitt ein leises Lächeln über ihr Gesicht.

„Ich kann es Ihnen zeigen. Warten Sie!“

Sie sprang auf und verließ das Zimmer. Im nächsten Augenblick kam sie wieder zurück, aber nicht allein.

„Onkel Doktor, hast du was mitgebracht?“

Lachend hob ich die Kleine mit den großen, dunklen Augen und den hellblonden Locken in die Höhe.

„Grüß Gott — Elisabeth.“

„Sie heißt so, wie die Urgroßmutter“, sagte Frau Inge versonnen, und als sie auf die Welt kam, ging es uns nicht rosig. Da mußte das familienarmband daran hängen. Aber ich glaube, sie wird es uns nicht abelnahmen, meine schöne Urgroßmutter!“

## Der bezahlt . . . !

In Rot-Spanien sind heutzutage das Messer loder, auch mit dem Schiefesien ist man gleich zur Hand. Natürlich haben sich auch sonst die Sitten dementsprechend gewandelt. Und so schrieb ein Rechtsanwält an seinen säumigen Schuldner:

„Wenn Sie nicht binnen drei Tagen die Forderung meines Klienten samt Zinsen und Kosten begleichen, werde ich Sie zu Lande und Wasser verfolgen und dem Erdboden gleichmachen.“

# „Die Hasenrupfer“

Von Karl G. Göffele

Der Oberförster des städtlichen württembergischen Oberamts Heidenheim an der Brenz hatte allerhöchsten Besuch. Der Landesvater, König Friedrich, war unerwartet und unangemeldet eingetroffen, um zu prüfen, ob die Oberförsterei den königlichen Forst- und Verwaltungsgelegen entsprechend arbeite. Der hohe Herr liebte es, solche überraschenden Besichtigungen in eigener Person durchzuführen, weil er der Überzeugung war, daß man sich auf niemand so sehr verlassen könne wie auf sich selbst. In seiner Begleitung befand sich nur noch der Geheimrat, dem die Abteilung Forstwirtschaft in der württembergischen Landesregierung unterstand. König Friedrich trat nur selten öffentlich in Erscheinung, umso mehr aber spürte man sein Wirken überall.

Nachdem die Prüfung der Heidenheimer Oberförsterei sehr zugunsten des Oberförstere ausgefallen war, zeichnete der König seinen getreuen Beamten dadurch aus, daß er mit ihm auf die Jagd ging. Zu dreit durchstreifen sie die großen und berlichen Wälder des Albuchs. Nachdem sie den ersten Hasen geschossen hatten, brachten sie ihn in ein kleines Dörfchen, das weltabgelegen war, und in dessen Nähe sie sich gerade befanden. Dort gingen sie in das einzige Wirtshaus und liefereten den Hasen ab mit der Weisung, ihn bis zum Abend zuzubereiten. Die Wirtin, die allein im Hause anwesend war, nahm den Auftrag brummend an. Sie wußte selbstverständlich nicht, daß sie ausgezeichnet wurde, den Landesvater als Gast zu beherbergen.

Dann machten sich die drei Jäger wieder auf den Pirschgang. Es kam ihnen noch ein Haase voers Gewehr und ein neugieriger Dachs konnte erledigt werden. Schließlich gerieten sie an einen Fuchs, der ihnen in seinen Bau entwich. Der Dackel des Oberförstere setzte dem Flüchtling nach in das Köhrewegir unter der Erdoberfläche, kam aber nicht mehr zum Vorschein, obwohl er laut gab. Wohl oder übel mußten also König, Geheimrat und Oberförster sich an die Grabarbeit machen. Alle drei schüteten, was das Zeug hielt. Nach mehrstündigen Bemühungen drangen sie bis zu dem Dackel vor, der den in einer Sackgasse steckenden, unangreifbaren Fuchs im Schach hielt. Die königlichen und geheimräthlichen Bemühungen forseten dem armen Meister Keinecke das Leben, und dann ging's zurück zum Dorfwirtshaus. Der König war von der ungewohnten körperlichen Anstrengung müde und hungrig geworden. Der Herr Geheimrat freute sich ebenfalls auf das in Aussicht stehende ländliche Mabl. Und auch der

Oberförster war der Meinung, einen stärkenden Hasenbraten verdient zu haben.

Als sie in das holzgetäfelte Gastzimmer traten, bewillkommnete sie kein Mensch; die Wirtin mochte wohl noch wie am Vormittag allein im Hause und mit der Zubereitung des Mables beschäftigt sein. Sie warteten eine Weile, aber niemand kam. Es fiel ihnen auf, daß im Gastzimmer weder ein Tisch gedeckt, noch sonst irgendwelche Inсталten zu einem Mabl getroffen worden waren. Sie warteten noch einmal eine Weile, und dann wurde ihnen die Sache zu dumm, König, Geheimrat und Oberförster machten sich auf die Suche nach der Küche. Nachdem sie diese gefunden hatten und eingetreten waren, bot sich ihnen ein überwältigendes Bild.

Zwischen dem großen Küchenherd, auf dem eine riesige Bratpfanne mit ausgeflämmtem Fett brogelte, und dem Küchenfenster saß auf einem Schemel die dicke Wirtin, schnaufend und prustend, das vergehende Licht des Tages ausnützend. Über ihren Knien lag der Haase; ihr Gesicht, durch eine Brille verschönt, war weit vorgebeugt. Sie rupfte dem toten Meisterei Lampe einzeln die Haare aus, in großen, emsigen Bewegungen. Ihre Tätigkeit mußte anstrengend sein, denn die Farbe ihrer herabhängenden Backen war hochrot und auf ihrer Stirne perlte der Schweiß.

Als die Wirtin ihrer drei Auftragegeber ansichtig wurde, verlor sie die Gebuld und die Galle lief ihr über. Sie schrie den Eintretenden entgegen:

„Ihr kommet mir mit samt dem verdammte Viech de Buckel nauf ond wieder

router rutsch! Des hot jo meh Goor aufm Leib als zeha Gockler Feder!“

Und dann knallte sie dem völlig überraschten König Friedrich, der am weitesten vorne stand, den halbgerupften Braten vor die Füße.

Nachdem die drei Jäger sich von ihrer Ergrüppung erholt und nachdem sie begriffen hatten, um was es sich handelte, brachen sie in bemmungsloses Gelächter aus. Dem König liefen die Tränen aus den Augen, dem Geheimrat hüpfte der wohlgerundete Bauch und dem Oberförster blieb die Luft weg. Die dicke Wirtin wurde wegen dem Verhalten ihrer Gäste nur noch wütender; sie weigerte sich, ihnen etwas anderes zu essen zu geben, und — als sie immer noch weiter lachten — warf sie die Herrschaften hinaus. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit hungrigem Magen ein paar Stunden weit bis zur nächsten Wirtshaus zu tipplern.

Der König verfügte, daß der Wirtin, die einen ganzen Arbeitstag verloren hatte, weil sie einen Hasen wie Sühner, Enten oder Gänse zu rupfen sich unterwand, ein namhaftes Beleggeschenk aus seiner Privatkassette überreicht wurde. Er war der Meinung, daß der gute Wirt, den sich die brave Schwäbin geleistet hatte, unbezahlbar sei. Der gleichen Meinung waren auch alle übrigen Schwaben, die bekanntlich das humorbegabteste Volk der Welt sind.

Und seither gibt es in Württemberg eine Gemeinde, deren Bewohner juchstentenswild werden, wenn man sie die „Hasenrupfer“ nennt.



Jagdleidenschaft

Haux

# Die Sache mit Kettich

Von Robert Gehrke

Es war ein heißer Sommer. Ich hatte mich damals in einer großstädtigen Bahnhofsverwaltung als Aushilfskellner bewegt. An jenem unvergeßlichen Tag bedienten außer mir Sauke, Kücker, Schluckmann, Böllner, Bierholz, Linckovsky und eben Jener, dem an diesem Tag etwas Haarsträubendes passierte.

Das Kevier des letzteren grenzte an mein Kevier. Kollege Nr. 8 trug außer seiner Nummer (wir Serviettenschwenker waren alle numeriert) noch den sympathischen Namen Josef Kettich. Er war also trotz seiner Nummer und seines automatenhaften Wirkens ein Mensch wie alle anderen. — Im Privatleben war er Mitglied des Vereins für Vogelfreunde und ein begabter Ziehharmonikaspielder.

Seine Ferien hatte Josef bereits hinter sich. Kaffeebraun war er von der See zurückgekehrt. Eins war mir an meinem wackeren Mitarbeiter noch aufgefallen: seine ungewöhnlich großen Ohren, die ansonsten flügelartig abstanden, lagen neuerdings vollkommen an. Ich fand hierfür keine Erklärung. Kollege, hier stimmt etwas nicht! Ihn diesbezüglich zu vernehmen, dazu hatte sich bisher noch keine Gelegenheit geboten. Wir wechselten nur Blicke und Geld. Stundenlang hatten wir eisigkühle Getränke und dergleichen zu schleppen. Unsere Arme waren schier gelähmt davon und unsere Beine zitterten vor Überanstrengung. Wir japsen und stügten. Der große Wartesaal 1. und 2. Klasse war fortwährend besetzt. Es war mitten in der Heizezeit.

In der ersten Nische meines Bedienungsbereichs saß eine junge, himmelblaue Dame, die sog mit einem Strohhalm rubinrote Limonade. Ihre schönen Augen strahlten mich zärtlich an. Ich aber hatte keine Gefühle im Herzen, sondern meine Prozedure im Kopf zu haben! Außerdem drückte mich der Stechregen und meine Fußsohlen brannten wie Feuer. Zugegeben — es war ein wunderbares Geschöpf. Und ich bedauerte lebhaft, jetzt ein Laufburische und kein Gast zu sein. —

„Ober: zahlen!“ rief es hier.  
„Noch ein Bier!“ rief es dort.  
„Wo bleibt das Gedeck!“  
„Bitte ein Streichholz!“  
„Kufen Sie mir einen Träger!“  
„Zahlen!“  
„Nach den Toiletten!“  
„Kellner!“  
„Ein Fruchtis, bitte!“  
„Schicken Sie mir den Zeitungsmann.“  
„Empfehlen Sie mir ein Hotel.“  
„Kasse!“  
„Führt der Schnellzug nach Breslau Speisewagen?“

„Wo ist hier das Telefon?“

„Ober —!“

So ging es paukenlos fort. Wir rasten und schnitzten. Die Augen traten uns aus dem Kopf. Wir bekamen fast einen Hitzschlag. Wir bekamen schier die Tollwut. Eine füllige Dame stieß mich an. Mir rutschte das Käsebröt vom Teller. Mein eiliger Mitarbeiter trat darauf. Und du lächelst, schönes Kind.

Erst am Spätnachmittag — als sich unser Kevier einigermaßen geleert hatte — kam ich dazu, den Kollegen Kettich wegen seiner veränderten Ohren zu befragen. Er schien eine schwere Operation durchgemacht zu haben, der Arme. — Dem war nicht so, wie ich eben hörte.

Unterwegs auf seiner Ferienreise war Josef mit einem Vertreter der Rosmetik bekannt geworden; und dieser jugendgewandte Herr (namens Blumenthal) hatte ihm für seine widerstrenigen Ohren



ROS.

ein „unfehlbares“ Korrektionsmittel offeriert und schließlich auch verkauft. Das Mittel sollte sogleich ausprobiert werden. Die Gelegenheit war günstig: sie waren im Abteil allein. Kettichs Frau erging sich draußen im Gang. Bei ihrer Wiederkehr starrte sie entsetzt ihren Gatten an — dann stieß sie einen gellenden Schrei aus. Frau Oly glaubte, man habe ihrem lieben Mann die Ohren entfernt. Daß sie nicht die Notbremse zog, war einzig und allein der Geistesgegenwart des rührigen Vertreters zu verdanken. So also ist die Sache! — Nun war ich im Bilde. Mit ziemlich gemischten Gefühlen beäugte ich Kettichs Ohren. Er wurde abgerufen. Die Herrschaften aus Westpreußen wollten zahlen. Nr. 8 vermochte nicht gleich herauszugeben. Hilfsbereit sprang ich mit einer ganzvöll Kleingeld hinzu.

Mein Kollege wünschte seinen Gästen eine glückliche Reise und sagte ihnen nochmals verbindlichsten Dank. Dienstmann 26 schnallte bereits die Koffer zusammen.

Da geschah das Wunder!

Das Ehepaar, der Gepäckträger sowie meine Person erschauten in demselben Augenblick Kettichs Niesenohren: die fächerartig aufklappten und mit einem

grotesken Knack in ihre altgewohnte Stellung schnappten... (Sie waren mit dem Korrektionsmittel, einer Art Kitt, diskret angeklebt gewesen, und der Kleister hatte sich bei der Gast und Hitze losgelöst.)  
Aus.

## ANEKDOTEN

### Der Schlagfertige Marquis

Der Marquis von Marivaux hatte im Kriege einen Arm verloren. Nach seiner Rückkehr aus dem Feldzug erbat er sich von Ludwig XIV. eine Gnade.

Der Monarch hörte die Worte des Marquis und sagte dann:

„Man wird sehen!“

„Sire“, erwiderte der unerschrockene Invalid, „wenn ich damals gesagt hätte, man wird sehen, alles es galt, auf Ihre Feinde loszugehen, so würde ich meinen Arm gewiß heute noch haben!“

### Schnelle Entscheidung

Mitten im Marsche der französischen Truppen sprengte die ägyptische Reiterei überallsartig heran. Alles verlor angesichts der drohenden Übermacht den Kopf! Nur nicht der junge General Bonaparte.

„Die Gelehrten und die Esel in die Mitte!“ ruft er seinen Soldaten zu, die darüber in schallendem Gelächter ausbrachen und kurze Zeit darauf den Feind verberbernd in die Flucht schlugen.

### Friedrich der Große und sein Küchendes

Friedrich der Große liebte nicht nur stark gewürzte und schwer verdauliche Speisen, sondern pflegte auch diese sehr heiß zu sich zu nehmen. Er widmete dem Köchensetzel, der ihm täglich vorgelegt werden mußte, besondere Aufmerksamkeit, frisch, was ihm nicht behagte und setzte hinzu, was er wünschte. Seiner besonderen Zufriedenheit gab er einmal in einer poetischen Epistel an seinen Köchensetzel Voel Ausdruck, den er auch wegen seiner ausgereichnten Paletten lobte.

Das geschah eines Tages wieder, dann aber setzte der König bedenklisch hinzu:

„Aber solche Paletten werden uns beide noch in die Hölle bringen.“

Voel verneigte sich tief und erwiderte: „Das tut nichts, Majestät, wir scheuen ja beide das Feuer nicht!“

# Streiflichter durch die Weltgeschichte

Bejammelt von Erich Kernmayr

Alexander verlangte vom delphischen Orakel die Weissagung des persischen Feldzuges und rief die Pythia, als sie sich weigerte dies zu geben, mit Gewalt in das Innere des Tempels.

„Mein Sohn“, rief sie, von soviel jugendlichem Ungeheim entzückt, „du bist unwiderstehlich!“

Alexander blieb sofort stehen. „Ich danke dir“, sagte er gelassen, „ich nehme diesen Spruch als Weissagung und brauche keinen andern!“

Der berühmte Philosoph Kant war einst Brautpächter bei einem sehr ungleichen Ehepaar. Der Bräutigam war 74, die Braut 23 Jahre. Die Tischnachbarin Kants, die glücklich war mit dem Philosophen ins Gespräch zu kommen, sagte weise: „Gere Professor, werden aus dieser Ehe auch noch Kinder zu erhoffen sein?“

Kant antwortete, entgegnete aber dann sehr ernst: „Zu hoffen nicht, aber wohl zu fürchten!“

Cromwell zieht als Sieger in London ein. Die Menge strömt in hellen Säufen herbei um den berühmten Mann zu sehen.

„Sie!“ sagt ein Schmiedler, „sieht wie zahlreich das Volk sich drängt um Sie nur einen Herzschlag lang zu sehen!“

Cromwell lächelt geringschätzig.

„Vielleicht“ antwortete er gleichgiltig, „würden sie noch viel zahlreicher sein, wenn man mich zum Galgen führen würde!“

Klopstock lebte in jungen Jahren längere Zeit in Kopenhagen, wo ihn Staatsminister Niernstorff sehr auszeichnete. Nun wollte Klopstock den alten Zerrn eines Tages besuchen und mußte im Vorzimmer warten. Er plauderte mit einem Offizier, der in der gleichen Lage war.

„Klopstock?“ fragte der Offizier nach einer Weile misstrauisch, nachdem er sich ausgezeichnet mit dem Dichter unterhalten hatte, „so sind Sie jener Klopstock, der den Messias gedichtet hatte?“

„Ja!“ entgegnete der Dichter nicht ohne Stolz.

„Aber mein Gott“, sagte der Offizier befangen, „Sie sprechen ja so vernünftig!“

Erillon, unzufrieden mit der Entwicklung der Dinge, setzte sich hin und schrieb an Heinrich IV.:

„Sire, drei Worte: Gold oder Abschied!“ Der König versag keine Miene, als er das lakonische Schreiben erhielt. Er beantwortete den Brief sofort.

Erfreut erbrach Erillon das königliche Siegel:

„Erillon, vier Worte: Nicht dieses, nicht jenes!“

Der dreiundachtzigjährige Feldmarschall Kadenky kam in der Schlacht von Katzow von drei Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags nicht von seinem Pferd herunter. Um diese letzte Stunde vor seinem großen Sieg kam er an einer Schenke vorbei, wo sämtliche Offiziere seines Stabes ihn um-

ringten und stürmisch baten, sich doch einen Moment Ruhe zu gönnen, abzusteigen und sich auszurufen.

Kadenky hielt ärgertlich seinen Gaul an und murmelte zu seinem Begleitoffizier hinüber: „Die dummen Kerle, wenn ich einmal unten bin, dann kann ich bei Gott nicht mehr herauf!“

Am Tag vor einer großen Schlacht bat ein Offizier den Marschall Turenne um Urlaub, um seinen kranken Vater zu besuchen.

Der Marschall lächelt und gab ihm schließlich den Urlaub mit den Worten: „Geh hin, ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest auf Erden!“

Eine Zeitlang wählte man im Conclave nur solche Kardineale zu Päpsten, die schon recht hinfällig ausahen, damit der heilige Stuhl möglichst bald wieder vakant wäre und ein anderer dran käme. Sixtus V., jah als Kardinal darum sehr gebückt aus und sprach stets nur von seinem bevorstehenden Ende. Nach seiner Erwahlung zum Papst stand er plötzlich Kerzengerade da und zeigte nicht eine seiner zahlreichen Altersschwächen. Von den andern Kardinalen deswegen gefragt, antwortete er selbstlicher: „Vor unserer Thronbesteigung gingen wir gebückt einher, weil wir damals den Schlüssel Petri suchten. Jetzt, wo wir ihn gefunden haben, gehen wir gerade, wie es uns zukommt!“

**SEEHAUS**  
KLEINHESSELOHE

Die führende Gaststätte im Englischen Garten in idyllischer Lage am See  
Täglich nachmittags u. abends Konzert

VERLANGEN SIE ÜBERALL DIE „JUGEND“

**HEINLOTH & Co** KDT.-GES.  
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.

FERNSPR. 52547

**KLISCHEE**

Qualitätsdrucke

geben Ihrer Werbung  
eine besondere Note

Graph. Kunstanstalt  
W. Schütz, München

Herrnstr. 8-10, Tel. 20763

WENN

Photo - DANN Schaja

MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

**Daunendecken KUNSTSCHULE „DIE FORM“**

Kunstseide, Füllung  
reine Daunene,  
39.- RM. an.  
W. KAISER,  
Nürnberg, Feilzerstr. 25

Reichem, Wilhelms Rußl, Kaiserin in  
10. Rosenburg, Henschl, Gontig-  
tatte, Anstome, Kette in den bes.  
Beyern, Borchstein, f. d. Gzamen, Beh-  
länder, Bonaree f. Troppelt, 20. Sch-  
reitervereinsführung, Gant, anst. Ste-  
mer eröffnet, Gg. 1925, München 25  
Helm König, Doppelstr. 61, Tel. 31046.

**Dichter - warum so traurig?**

Schickt uns bessere Musenkinder. Die Schriftleitung

**1erprobtes Rezept:**

Mit vereint Schwäche und d. **Repursan** in all Apotheken,  
bestehende Kraftausmittel - 107 Tabl. RM. 5.00  
Gross. C. A. Mann u. Weis f. d. Post. Aufst. Behrnt in. Frsch. Gg. 1072  
Verschick. Abw. durch Friedr. Wilh. - Apothek., Berlin - Charit. 2. Block

**Kilschees**  
für Neblanswolle  
Kunst. Edworte  
Kunstwolle  
Münchener  
**Kilschee-Anstalt**  
Kanaistr. 3 • Tel. 27667



Nähende

S. G. Auernheimer

## Gut Holz

Von Bert Lynch

Huhu — huhuh“ ruft der Waldkauz, „huhuh“. Ferne Wetter leuchten über den Bergen. Die Nacht ist schwül und die Heidelbeerstauden sind ohne Tau.

Der alte Förster liegt auf der Lauer. Er bewacht den Schlag, wo die Schichtrollen weniger werden und das Nistholz verschwindet.

Die geschälten Stämme schimmern blaß aus dem Dunkel. Es riecht kräftig nach Kien, und das nahe Rinnsal pritschelt schwach aus dem Felsen.

Gabe ich ihnen das Wildern gelegt, denkt der Förster, so werde ich ihnen das heimliche Holzen erst recht abgewöhnen! Er hält die Hand an das Ohr und lauscht: Unterhalb, wo der Weg neu geschottert ist, raselt ein leichter Wagen.

Endlich frohlockt der Förster und taucht in die Büsche.

Es dauert lange, bis der Wagen den Durchbau erreicht hat und auf den Schlag rollt. Das Bodenlaub raschelt, dürre

Zweige knacken und ein Rad quietscht leise.

Der Handwagen wird von zweien gezogen. Sie sprechen halbblaut. Es sind Frauenstimmen.

„Flächenblige, denen kein Donner folgt, erbellen bisweilen die Blöße.“

„Meinst wirklich, Mutter, daß das Wetter fernbleibt?“

„Gewiß“ lautet die Antwort, es hängt am Gebirg.“

Sie lenken den Wagen um und beginnen mit Aufladen. Zu untern vier Rollen vom Sterchaufen. Dann einige Arme voll Borfenschaln, die das Schöpfereisen von den Stämmen gestossen hat. Hernach wölben sie dicke Keisigäste übereinander. Als die Schicht hoch genug ist, spannen sie einen Strick drüber. Schließlich stecken sie einen Strigel unter das Seil und knebeln die Juhre.

„Nimm du die Deichsel“, sagt die Mutter, „ich werde schieben und halten.“

„Nicht nötig!“, entgegnet hervortretend

der Förster: „denn jetzt wird abgeladen! Spudet euch!“

Mutter und Tochter schreien vor Schreck auf.

„Um Gotteswillen“ flüstert das Mädchen.

„Der Förster!“ entfährt es der Alten. „Ja, der Förster!“, wiederholt dieser scharf. „So weit ist es also mit Ihnen gekommen, Leithnerin, daß Sie bei Nacht mit Ihrer Tochter zum Holzstapeln fahren! Das hätte ich nicht von Ihnen erwartet. Schämen Sie sich. Ich bin gewungen, Sie anzuzeigen. Und beim Pflanzen kann ich Sie selbstverständlich nie mehr beschäftigen.“

Die Tochter schluchzt und ringt die gefalteten Hände. „Nicht anzeigen! Bitte, nicht anzeigen!“, fleht sie. „Wir werden es nie wieder tun!“

„Ersparen Sie uns die Schande, Herr Förster“, bittet die Leithnerin mit bewegter Stimme. „Das Geld reicht nicht, sonst hätten wir uns das Holz gekauft. Wenn mein Mann noch lebte, wär’ alles anders!“

„Vorigen Winter“ fährt die Tochter fort, „haben wir so wenig Brennholz gehabt, daß wir es vor Kälte kaum ausbieten. Mutter bekam das Keisig und Fonnte lange nicht aufstehen.“

„Wenn es schon sein muß“, sagt die Mutter, „dann zeigen Sie mich allein an. Denn nur ich bin die Schuldige. Lassen Sie meine Tochter aus dem Spiele, Herr Förster. Sie hat das Leben noch vor sich, und eine Strafe würde ihr alles verderben.“

„Abladen!“ befiehlt der Förster, ohne auf etwas einzugehen.

Schweigend lösen sie Anebel und Strick und laden ab. Das Keisig, die Schaln, die Wetterrollen.

„So“ sagt der Förster, „nun trollt euch. Morgen werdet ihr mehr hören.“

Betroffen wenden sich Mutter und Tochter zum Wagen.

„Gute Nacht, Herr Förster!“ sagt die Junge.

„Gute Nacht!“ wünscht auch die Alte.

„Gute Nacht“ brummt der Förster.

Der Wagen rollt. Ein Rad quietscht leise. Dürre Zweige knacken, und das Bodenlaub raschelt.

Der Förster, zu freiem Handeln ermächtigt, schmünzelt. Morgen wird er den Leithnerischen eine Lehre erteilen, daß sie ihr Lebenlang keinen Anippel mehr anrühren, der nicht ihnen gebört!

Das Wetterleuchten hat nachgelassen. Der Wind steht auf, das Gewölk wandert ab, der rote Mond lehnt in der Buchengabel. „Huhu-huhuh“ ruft der Waldkauz, „huhuh!“

Am anderen Tage hält vor dem Leithnerhäuschen eine hochbeladene Ochsenfuhr. Der Anecht läßt ab. Erst dicke Keisigäste, dann Daumschaln in Mengen, und schließlich drei Ster gutea Holz.

Ehe er abfährt, hüpft der Anecht an das Fenster und schreit: „Dies schickt der Förster! Gut Holz!“



— und das war mein erster Mann!"

Haux

## Bismarck in der Weltausstellung

Bei Bismarcks Aufenthalt während der Pariser Weltausstellung wurden dem großen deutschen Staatsmann auch die Gemälde Lebruns über die Siege Ludwigs XIV. gezeigt. Hierbei meinte der höfliche französische Diplomat, der Bismarck führte:

„Sicher ist Ihre Königlicher Herr, erzellen, schon dabei, ähnliche Gemälde von Duppel und Königsgräß für sein Palais anfertigen zu lassen...“

„Ich glaube nicht“, erwiderte Bismarck Sarkastisch, „die Denkmäler der Taten meines Königs sieht man überall, nur nicht in seinem Hause.“

## Sumboldt in der Anekdote

Zu Alexander von Sumboldt kam ein blutjunger Gelehrter und überreichte ihm eine dickleibige wissenschaftliche Abhandlung über Kuffland.

„Hoher Ulester“, meinte er, „Sie haben ja selbst dieses Land bereist. Sollte mir irgendein Versehen unterlaufen sein, so bitte ich Sie, an die betreffende Stelle ein Kreuz zu machen.“

„Soffentlich wird dann aus Ihrem Weef kein Kirchhof“, meinte Sumboldt lächelnd.

## Blücher vor dem Feinde

Vor Beginn einer Schlacht machte ein Offizier Feldmarschall Blücher darauf aufmerksam, daß sich der Feind vor ihnen in gewaltiger Übermacht befände.

„Das ist ja großartig!“ rief Blücher aus, „dann ist es nur ein Kinderspiel, ihn sicher zu treffen!“

## Der eingebilbete Victor Hugo

Von Victor Hugo wird erzählt, daß er sehr eingebildet war. Eines Tages überraschte ihn der Schriftsteller Legonnte de Lisse, wie er mit pathetisch erhobenen Händen ein Poem auf sagte.

„Raten Sie, zu welchem Anlaß ich diese Dichtung geschrieben habe?“ fragte er den Schriftsteller.

„Das ist leicht getan“, erwiderte derselbe. „Es ist sicher die Begrüßungsode, die Sie sprechen werden, wenn Sie nach Ihrem Tode vor dem Thron Gottes stehen.“

## Das schreibende Pferd

„Aber Liebling, ich habe dir doch gesagt, daß der Name Mary in meinem Notizbuch der Name eines Pferdes ist.“

„Ja, ja, ich weiß. Aber gerade jetzt hat das Pferd geschrieben!“

## Sowjetrussische Zustände

Die von der Tscheka zum Tode Verurteilten sind auf dem Kasernenhof angebetreten. Wie allmorgendlich verliest ein Offizier die Liste derjenigen, die an diesem Tage an die Wand gestellt werden sollen. Die Aufgerufenen treten mit hängenden Schultern aus dem Blied.

„Pawlowitsch!“ ruft der Offizier. Niemand meldet sich. Auf nochmaligen Anruf drängt sich ein breitschultriger Mensch vor. „Pawlowitsch, der ist doch gestern schon erschossen worden!“ — Eine Pause entsteht. Der Offizier streicht den Namen aus der Liste. Der Dreitschultrige zündet gelassen seine Zigarette an. Wenn ihn niemand verrät, ist er gerettet.

## Die Bulldogge

Erichs Vater unterhält sich auf der Straße mit dem Besitzer einer Bulldogge, schließlich bemerkt er, wie sein Sohn dem Hund dauernd Grimassen schneidet und fährt ihn an:

„Zum Donnerwetter, was machst du für ein Gesicht?“

Auf den Hund zeigend, meint Erich: „Er hat aber angefangen.“

## Erziehung

„Jetzt ist das Schweindl scho wieder 's Kraut mit die Finger! — Wie oft muß ich dir no sagen, daß ma 's G'müß mit 'm Messer ist!“

Zauberünstler: „Wie die Herrschaften sehen, habe ich die Person verschwinden lassen.“

Ein Zuschauer: „Männleken, Sie sollten sich von der russischen Regierung anstellen lassen.“

Tora sitzt abends in ihrem Bettchen und spricht ihr Nachtgebete. Da höre ich, wie sie betet — Worte sich nach eigenem Gutdünken zurechtlegend:

„Gib ich Unrecht heut getan — Weht 's dich, lieber Gott, nichts an.“

## Unerwartete Aufklärung im Straßenbahnwagen

„Jetzt möcht ich aber doch wissen, warum Sie fortwährend meine Frau fixieren?“

„Muß ich das sagen?“

„Janobul das verlang ich!“

„Ja schau'n Sie, so oft ich sie betrachte, denke ich mir, die möcht ich bestimmt nicht!“